

Wolf-Dieter Vogel

Peru - Worte zum Leben finden

in: "Gewaltfrei für den Frieden. Menschen und Projekte - Eine Reise um den Globus"

Hg.: Konsortium Ziviler Friedensdienst, Frankfurt am Main 2009, S. 47-56

»Viele haben Selbsthilfemechanismen aufgebaut, die es zu stabilisieren gilt. ... Wir dürfen die Menschen nicht zu Opfern machen, denn der Opferdiskurs zieht Traumata geradezu an.«

Emilia Galindo aus einem Dorf bei Chuschi in Peru





Malen, wofür es keine Worte gibt: ZFD-Fachkraft Anamaria Silva-Saavedra und Frauen aus Putacca sitzen vor einer Wand, auf die lokalen Maler die Schreckensbilder aus ihren Köpfen gebannt haben. Auch ein kleines »Museum der Erinnerung« soll dazu beitragen, dass sich die gewaltvolle Vergangenheit nie wiederholt.

PERU – Auch viele Jahre nach dem Ende des Bürgerkrieges leiden die Menschen unter dem traumatischen Erbe von zwei Jahrzehnten der Gewalt. Professionelle Aufarbeitung hilft, seelische Wunden zu heilen und bereitet den Weg für eine friedliche Entwicklung.

Worte zum Leben finden

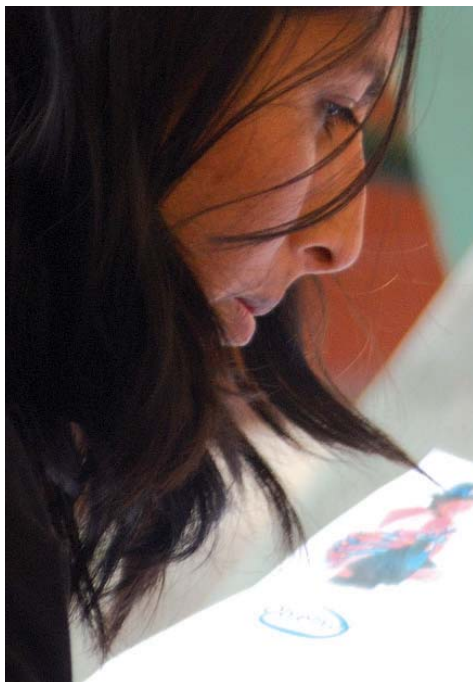
Text: Wolf-Dieter Vogel

Fotos: Gonzalo Tapia

Ob er noch kommt? Ob er die Nachricht überhaupt erhalten hat? Unruhig läuft Priscilla Núñez Vargas durch die steinigen Gassen von Huarcaya. Schon eine Ewigkeit hat sie ihren Vater nicht mehr gesehen. Die Wege im peruanischen Andenhochland sind beschwerlich, und die Arbeit in der fernen Provinzhauptstadt erlaubt ihr nur selten einen Abstecher nach Hause. Zwar erreicht sie die Gemeinde schneller, seit eine Schotterpiste zumindest Geländefahrzeugen die Fahrt entlang der steilen Abhänge ermöglicht. Doch die Eltern leben weit abseits des Dorfes, und so hat die 25-Jährige beschlossen, ihren Vater in Huarcaya zu treffen – dem Ort, in dem sie aufgewachsen ist und wo sie jeder Baum, jede Kreuzung, jeder Felsen an ihre Kindheit erinnert.

»Als wir draußen bei den Schafen und Ziegen schliefen, haben wir immer die Sternbilder beobachtet«, erzählt sie von den vielen Nächten, die sie unter freiem Himmel verbrachte. Wie alle Kinder musste sie sich um das Vieh kümmern und Mais oder Weizen in den steinigen Boden säen. Wer in der Region Ayacucho aufwächst, muss von dem Wenigen überleben, das die karge Natur bietet. Doch Priscilla Núñez verbindet schlimmere Erlebnisse mit ihrer Kindheit. »Niemand kann vergessen, was geschehen ist. Alle hier leben mit der Angst, mit diesen traumatischen Erinnerungen«, sagt die junge Frau, während sie ihre langen dunklen Haaren nach hinten streift.

Priscilla Núñez war noch ein kleines Mädchen, als die Soldaten kamen und die Männer der Gemeinde fesselten und verprügelten, weil diese angeblich die Guerilleros des »Sendero Luminoso«, des Leuchtenden Pfades, unterstützt hatten. Auch ihren Vater hatten sie auf den Dorfplatz getrieben. »Wo sind die Terroristen, wo sind die Waffen?«, wollten die Uniformierten wissen und schlugen immer wieder auf ihn ein. – Und die Guerilleros? – »Huarcaya liegt auf dem Weg nach Lucanamarca, einem Dorf, in dem die »Senderistas« an einem einzigen Tag 69 Menschen hingerichtet haben.« Noch heute halten in den Erinnerungen der jungen Frau die Schüsse in den umliegenden Bergen nach: »Der Krieg fand vor unserer Haustür statt.«



Sorge um die Seelen der Menschen: Priscilla Núñez von der ZFD-Partnerorganisation »Paz y Esperanza« (Frieden und Hoffnung) malt ein Plakat, um zu einer Veranstaltung der Nichtregierungsorganisation einzuladen. Diese hilft den Menschen in der Provinz Huamanga, ihre Erlebnisse des Krieges aufzuarbeiten.

Apolonio Núñez hat die Nachricht erhalten. Noch vor Sonnenaufgang ist er losgeritten, um seine Tochter zu treffen. Er hat sich fein gemacht, das hellblaue Hemd und der dunkelblaue Pullunder wirken etwas fremd an einem Mann, der sich stundenlang mit dem Pferd auf den unwegsamen schmalen Pfaden der Anden bewegt. Wie geht es den Geschwistern, die wie Priscilla in die Stadt gegangen sind? Was macht die Mutter? Sind die Tiere wohlauf? Beide haben viele Fragen und nur wenig Zeit. Doch Apolonio Núñez hat es so gewollt. Er hat dafür gesorgt, dass die Kinder in die Schule gehen konnten, er drängte darauf, dass seine Tochter Spanisch lernt, weil sie mit der indigenen Quechua-Sprache für immer in Huarcaya festhängen würde. »Ohne ihn wäre ich nie in die Stadt gegangen.«

Nach ihrem Abitur, dem Studium der Sozialwissenschaften und einigen Jobs arbeitet Priscilla Núñez heute bei der Nichtregierungsorganisation Paz y Esperanza in der Provinzhauptstadt Huamanga. Frieden und Hoffnung, so die deutsche Übersetzung des Namens, will den Menschen in der Region helfen, die tragische Vergangenheit aufzuarbeiten. Gemeinsam mit der deutschen Psychologin Anamaria Silva-Saavedra kümmert sich Priscilla Núñez um Menschen, die mit den traumatischen Erlebnissen des 20-jährigen Krieges leben müssen. Dazu fahren sie in abgelegene Gemeinden, organisieren Selbsthilfegruppen, beraten Männer und Frauen, die Angehörige verloren haben.

Seelische Wunden heilen

Anamaria Silva-Saavedra stammt aus Bielefeld und ist vor drei Jahren für den Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) nach Peru gekommen, als Fachkraft im Zivilen Friedensdienst. Dabei ist die 43-Jährige in die Strukturen von Paz y Esperanza eingebunden. Schon in Deutschland hat die Tochter chilenischer Exilanten mit traumatisierten Menschen gearbeitet: mit Kurden, afrikanischen Flüchtlingen und Borderline-Patienten. Mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen hilft sie den Überlebenden, die seelischen Wunden zu heilen. Und sie bildet Mitarbeiterinnen wie Priscilla Núñez aus. Die hätte gerne länger mit ihrem Vater gesprochen. Doch die Zeit drängt. Das nächste Ziel der zwei Frauen ist zwar schon auf der anderen Seite des Tals zu sehen, dennoch liegt Chuschi eine halbe Tagesreise entfernt. Und dort drüben wartet schon eine Gruppe von Frauen auf die beiden.

Chuschi – eine Kleinstadt in den Anden: Mit Wellblech bedeckte Lehmhäuser ziehen sich am Hang entlang bis weit den Berg hinauf. Frauen in bunt bestickten Röcken und mit Hüten, die mit Plastikblumen verziert sind, bieten auf der Straße Kartoffeln und



Sie kennt die Nöte der Menschen in Huamanga: Anamaria Silva-Saavedra stammt aus Bielefeld und arbeitet seit drei Jahren als Fachkraft des Zivilen Friedensdienstes in Peru. Schon in Deutschland hatte die Tochter chilenischer Exilanten mit traumatisierten Menschen gearbeitet, darunter Kurden, afrikanische Flüchtlinge und Borderline-Patienten.

Koka-Blätter zum Verkauf. Hier hat alles begonnen. Im Mai 1980 verbrannten Kämpfer des Leuchtenden Pfades elf Wahlurnen. Damit trat die maoistisch orientierte Guerillagruppe erstmals öffentlich in Erscheinung. Es folgten Anschläge auf Personen, die als »Repräsentanten der bestehenden Ordnung« zum Feindbild wurden: Bürgermeister, Polizisten, Pfarrer, Beamte. Von der Befreiung, die der Sendero Luminoso versprochen hatte, bekamen die verarmten Bauern und Bäuerinnen jedoch nichts zu spüren. Im Gegenteil: Anführer Abimael Guzmán setzte auf Terror und Gewalt als »erzieherisches« Mittel. Wer als »Volksverräter« entlarvt wurde, den richteten die *Senderistas* skrupellos hin, zahlreiche Kinder wurden zwangsrekrutiert. Nicht weniger brutal gingen Soldaten und Polizisten gegen vermeintliche Unterstützer der Guerilla vor. Immer wieder drangen sie in die Dörfer ein, vergewaltigten, folterten und mordeten. Viele Menschen wurden verschleppt und endeten in einem der 4.000 Massengräber, die sich über das ganze Land verteilen.

Salomon Lerner spricht von Genozid. »Die meisten Opfer kamen aus der Zivilbevölkerung und wurden zwischen den Kriegsparteien zermalmt«, erklärt der Philosoph, der die von der peruanischen Regierung ins Leben gerufene Kommission für Wahrheit und Versöhnung geleitet hat. 2003, drei Jahre nach dem Ende des Krieges, zog das Gremium eine erschreckende Bilanz: Über 69.000 Menschen waren ermordet worden. Mehr als die Hälfte der Toten gehen auf das Konto des Leuchtenden Pfades. Zwar weiteten sich die Kämpfe auf zahlreiche Gebiete Perus aus, aber etwa 40 Prozent der Morde wurden in der Region Ayacucho verübt.

Auch Emilia Galindo aus einem Dorf bei Chuschi hat ihren Mann verloren. Noch immer muss sie weinen, wenn sie an diesen Tag denkt. »Zwei Soldaten sind gekommen und haben ihn einfach mitgenommen.« Danach sah sie ihren Ehemann nie wieder. »Sie haben ihn ermordet, und ich musste allein mit unseren fünf Kindern durchkommen«, sagt die 57-Jährige, während sie im Hof einen Tee für die Besucherinnen kocht. Priscilla Núñez sitzt neben ihr und übersetzt die Worte der Quechua sprechenden Frau. Anamaria Silva-Saavedra hört aufmerksam zu. »Man muss die Leute dazu bewegen, dass sie über die Qualen sprechen«, erklärt die deutsche Psychologin später. Aus der Neuropsychologie weiß sie, dass Reden hilft, die Kontrolle über emotionale Verletzungen zu erlangen. Wichtig aber sei, dass sich die Menschen auch an die positiven Erfahrungen aus dieser Zeit erinnern: Was hat gut getan, was war schön in diesen Jahren? Etwa der erste Kuss oder ein schöner Sommertag. »Viele haben Selbsthilfemechanismen aufgebaut, die es zu stabilisieren gilt«, beschreibt sie. »Wir dürfen die Menschen nicht zu Opfern machen, denn der Opferdiskurs zieht Traumata geradezu an.«

»Vielleicht hätten wir uns umgebracht«

Im Hof von Emilia Galindo ist es inzwischen eng geworden. Vor allem Frauen treffen sich hier zwischen Brennholz, Wäscheleinen und Blumentöpfen. Sie singen, lachen, reden, freuen sich, dass die beiden gekommen sind. »Wenn es euch und die Selbsthilfegruppe nicht geben würde, hätten wir uns vielleicht umgebracht«, sagt Emilia Galindo. Denn immer wieder bricht alles durch: die Schattenrisse der Männer, die über die Töchter des Dorfes herfallen, die schlaflosen Nächte, die Angst, der Tod. Doch jetzt sprechen sie über die Dinge, die das Leben ausmachen: die Familie, die Gemüsepreise, die Ernte. »Mein Kind hat mir zum Muttertag geschrieben«, wirft eine der meist älteren Frauen ein, deren Sohn in die Hauptstadt Lima ausgewandert ist.

Emilia Galindo klagt über Probleme mit der Liste, in die sich die Überlebenden eintragen können, um von der Regierung eine Entschädigung oder kostenlose Gesundheitsversorgung zu bekommen. »Bisher habe ich keinen einzigen Sol erhalten«, sagt sie. Die Witwe könnte das Geld gut brauchen, denn sie würde gern Meerschweinchen züchten, die man hier mit Vorliebe isst und gut verkaufen kann. Priscilla Núñez und Anamaria Silva-Saavedra verteilen Früchte, die sie mitgebracht haben, die Frauen aus



Sprechen um zu leben: Die Selbsthilfegruppe in Chuschi wird von Priscilla Núñez und Anamaria Silva-Saavedra begleitet. Doch die Frauen reden nicht nur über ihren Schmerz. Ebenso wichtig sind die Erinnerung an glückliche Momente und der Austausch über alltägliche Belange.

dem Dorf packen Kartoffeln und Mais aus. Gemeinsam wird gekocht, Rezepte werden ausgetauscht.

»Du kannst Dinge, die ich nicht kann, und ich kann Dinge, die du nicht kannst, niemand ist besser oder schlechter als der andere.« Mit diesen einfachen Worten erklärt Priscilla Núñez eine der wichtigsten Methoden, die sie von ihrer deutschen Kollegin gelernt hat: Gegenseitiges Lernen auf gleichberechtigter Basis. »Außerdem müssen die Betroffenen ihre eigenen Ressourcen stärken und alte Traditionen wiederbeleben«, ergänzt sie. Ja, manches, wenn auch wenig, habe sie an der Universität gelernt, anderes während ihrer Arbeit in einer Organisation von Kriegsopfern. Doch mit Anamaria Silva-Saavedra könne sie nun die Erfahrungen aus ihrer eigenen Geschichte mit psychologischem Fachwissen zusammenbringen. Das ist wichtig, schließlich wird sie sich alleine um die Menschen in Chuschi kümmern müssen, wenn die Deutsche in ihre Heimat zurückgeht.

»Wir arbeiten bewusst mit Methoden, die relativ leicht zu erlernen sind«, erklärt Anamaria Silva-Saavedra. Die ZFD-Fachkraft greift dabei auf Konzepte zurück, die sie in Deutschland mit Kollegen der Universität Konstanz und anderen Einrichtungen entwickelt hat. Erfahrungen aus der Arbeit mit Überlebenden der chilenischen Militärdiktatur fließen ebenso ein wie Wissen aus der Verhaltenstherapie und der neuropsychologischen Forschung. Die Psychologin hat keinen Zweifel daran, dass viele Aufgaben künftig ohne sie lösbar sind und bereitet diese Zeit schon vor: Sie schult Lehrer, Pfarrer und Krankenschwestern und erarbeitet Lehrmaterial, das in der Arbeit für seelische Gesundheit benutzt werden kann. Zudem bildet sie Mitarbeiter aus den anderen Büros aus, die Paz y Esperanza in anderen Regionen Perus hat. Dennoch macht sie sich keine Illusionen. »Für manche Bereiche braucht es gut ausgebildete Psychologen, und die hat ›Paz y Esperanza‹ derzeit nicht.« Noch nicht. Denn mit finanzieller Unterstützung des Evangelischen Entwicklungsdienstes studiert die Juristin Milagros Quiros Psychologie. Auch Quiros arbeitet im Team der Deutschen mit und soll einen Teil der Aufgaben übernehmen. »Priscilla und Milagros haben erlebt, wie ihre Angehörigen mit dem Erlebten umgehen, und allein das hilft sehr viel«, meint die ZFD-Fachkraft.

Schreckensbilder an der Wand

Hilfe erhoffen sich auch die Menschen im drei Stunden entfernten Putacca. Noch vor drei Jahren war die Gemeinde ausgestorben. Warum, das zeigen Wandbilder, die auf den neu errichteten Gebäuden rund um den Dorfplatz gemalt sind. Brennende Häuser, flüchtende Menschen, bewaffnete Männer und Frauen sind auf ihnen zu sehen. »Genau so war es«, erzählt ein etwa 50-jähriger Mann, der auf einer Bank Mittagspause macht. »Die Terroristen sind gekommen und haben uns alle vertrieben. Sie behaupteten, wir hätten



Rückkehr aus der Vertreibung: Noch vor drei Jahren war die Gemeinde Putacca ausgestorben. Als die Menschen endlich den Mut fanden, zurückzukehren, bauten sie nicht nur die Häuser neu auf, sondern zeichneter auch ihre schmerzhaftte Geschichte in Bildern auf.

mit dem Militär zusammengearbeitet.« Dann brannten die Guerilleros die Häuser nieder. Erst 20 Jahre später trauten sich die Menschen nach Putacca zurück. Sie haben sich ein neues Zuhause in der alten Heimat geschaffen. Mit Hilfe von Paz y Esperanza und lokalen Künstlern malten sie an die Wände, was sie sonst kaum zu erzählen vermögen. Auch ein kleines »Museum der Erinnerung« soll dazu beitragen, dass sich die Vergangenheit nie wiederholt.

»Nicht bewältigte Traumata schaffen den Nährboden für neue Gewalt«, erklärt die deutsche Fachkraft. Das erlebt Anamaria Silva-Saavedra fast jeden Tag: Viele verdrängen, indem sie sich betäuben. Manche Männer seien schon am Morgen betrunken, und immer wieder sehe sie die blauen Flecken der Frauen. Misstrauen und Angst habe ganze Dörfer gespalten, bis heute fürchteten die Menschen hinter jeder Ecke eine Gefahr. »Das alles macht den Friedensprozess so schwierig.«

Frieden, Versöhnung, Entschädigung – Themen, die für die 15 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Paz y Esperanza jede Woche auf der Tagesordnung stehen. Am Montag, nach Morgenandacht und Bibelinterpretation, beginnt die Arbeit im Versammlungsraum. Die Aktivitäten der letzten Tage werden besprochen, anstehende Aufgaben geplant. Priscilla Núñez und Anamaria Silva-Saavedra sind am Samstagabend zurückgekehrt und

berichten nun, was sie in Huarcaya, Chuschi und Putacca erlebt haben. Milagros Quiros erzählt, dass ihr Team die Menschen in einer Kleinstadt darüber informiert hat, wo sie psychologische Hilfe erhalten können. Ein anderer Mitarbeiter spricht von seinem Besuch in Putis, jenem Dorf, in dem 1984 Soldaten 125 Männer, Frauen und Kinder zwangen, ihr eigenes Grab zu schaufeln. Dann erschoss man sie. »Es fehlt das Geld, damit die Überlebenden eine Alpaka-Zucht aufbauen können«, bemängelt er.

Aufarbeitung und die Gestaltung neuer Perspektiven für Betroffene brauchen Zeit – und den politischen Willen zu handeln. Zahlreiche Massengräber wurden bis heute nicht geöffnet. »Die Regierung will die Vergangenheit nicht aufklären, da sie in die Verbrechen involviert war«, erklärt Priscilla Núñez. Sie erinnert daran, wie schwer es war, von internationalen Geldgebern eine Finanzierung für die Exhumierung der Leichen zu bekommen. Dann spricht die 25-Jährige von den Menschen, die sie zu den Gräbern begleitet hat. Frauen, die zuschauten, wie die Gebeine ihrer Männer ausgegraben wurden. Junge Leute, die als Kinder mit ansehen mussten, wie Vater und Mutter vor ihren Augen erschossen und verscharrt wurden. Wie sie das alles aushält? »Als ich angefangen habe, identifizierte ich mich zu sehr mit dem Leiden«, erklärt sie. Doch dann habe ihre deutsche Kollegin erklärt, wie sie trotz ihrer Nähe emotionale Distanz entwickeln könne. »Heute sage ich mir: Das sind die Schmerzen dieses Menschen, und ich habe meine eigenen.«

Anamaria Silva-Saavedra wird bald wieder nach Deutschland zurückkehren und sich weiter der Forschung widmen. Die Ergebnisse ihrer Arbeit in Ayacucho fließen bereits jetzt in die internationale Traumaarbeit in postkonfliktiven Gesellschaften ein, denn die Psychologin ist in ein Kooperationsprojekt von Universitäten in Deutschland, Kanada und Peru eingebunden. Und Priscilla Núñez? Will sie eines Tages zurück in die alte Heimat? Eigentlich sei sie froh gewesen, dank der Hilfe ihres Vaters in die Stadt gehen zu können, sagt die junge Frau und zitiert den Satz, den sie damals so oft sagte: »Kleines Dorf, große Hölle.« Aber dann hält sie einen Moment inne und denkt nach. »Wenn es ein Projekt gäbe, das dem Dorf eine Chance auf Entwicklung bietet, wäre ich wohl doch die Erste, die dafür nach Huarcaya gehen würde.« Schließlich hat sie dort als Kind nicht nur brutale Soldaten und Terroristen erlebt, sondern beim Schafehüten immer die Sternbilder beobachtet.